



Musik und Wissenschaft Gedenkschrift für Wolfgang Horn

Herausgegeben von Michael Braun, David Hiley,
Katelijne Schiltz und Michael Wackerbauer

Musik und Wissenschaft
Gedenkschrift für Wolfgang Horn

REGENSBURGER STUDIEN ZUR MUSIKGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON
DAVID HILEY UND KATELIJNE SCHILTZ

BAND 15

Elemente des Umschlagbilds, zusammengestellt durch Michael Braun und Patricia Hahn:

Carl Philipp Emanuel Bach, Brief vom 4. September 1786 an Baron Dietrich Ewald de Grotthuss,
Bayerische Staatsbibliothek München, Autogr.Cim. Bach, Carl Philipp Emanuel.2, <[urn:nbn:de:bvb:12-bsb00085904-3](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00085904-3)>

Carl Philipp Emanuel Bach, *Verzeichniß des musikalischen Nachlasses des H. Capellmeisters Carl Philipp Emanuel Bach*,
Hamburg 1790, S. 1, Bayerische Staatsbibliothek München, Mus.th. 3885, S. 1, <[urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599827-9](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599827-9)>

Adrian Willaert, *Musica Nova* [...], Venedig 1559, Stimmbuch Quintus, S. 15,
Bayerische Staatsbibliothek München, 4 Mus.pr. 47, <[urn:nbn:de:bvb:12-bsb00071866-8](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00071866-8)>

Adrian Willaert, *I sacri e santi salmi che si cantano a vespro et compieta* [...], Venedig 1571, Stimmbuch Cantus, S. 2,
Bayerische Staatsbibliothek München, 4 Mus.pr. 175#Beibd.10, <[urn:nbn:de:bvb:12-bsb00087006-4](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00087006-4)>

Jan Dismas Zelenka, *Magnificat D-Dur ZWV 108*, handschriftliche Kopie Wilhelm Friedemann Bachs, Violinstimme,
Bayerische Staatsbibliothek München, Mus.ms. 3019, <[urn:nbn:de:bvb:12-bsb00083794-9](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00083794-9)>

Joseph Rheinberger, *Zum Abschied* op. 59,
Bayerische Staatsbibliothek München, Mus.ms. 4537, <[urn:nbn:de:bvb:12-bsb00088411-3](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00088411-3)>

Metronom von Johann Nepomuk Mälzel, 32 × 14 × 14 cm, lackiertes Blech, Fleur-de-Lys und Löwenfüßchen vergoldet,
Universität Regensburg, Historische Instrumentensammlung, zur Verfügung gestellt durch Prof. em. Dr. Christoph Meinel

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

© 2021 by ConBrio Verlagsgesellschaft, Regensburg. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch
auszugsweise, bedarf der Genehmigung des Verlages. Printed in Germany

Gestaltung und Umbruch: Dr. Fabian Weber, Regensburg
Herstellung: druckhaus köthen GmbH & Co. KG, Friedrichstraße 11/12, 06366 Köthen (Anhalt)
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Musik und Wissenschaft
Gedenkschrift für Wolfgang Horn

Herausgegeben von

Michael Braun, David Hiley,
Katelijne Schiltz und
Michael Wackerbauer



» ... diese flüchtige Kunst, die sich den schlichten Begriffen des Alltags entzieht!«

Wolfgang Horn, »Die *Marienvesper* von Joseph Riepel (1709–1782)« (2019)

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnisse	
Abbildungen · Notenbeispiele · Tabellen	8
Abkürzungen · Bibliothekssigel	14
Einleitung	17
Autor*innen	20
David Hiley	
Der Apostel Paulus und das Einhorn. Liturgische Gesänge zum Fest Pauli Bekehrung in Klosterneuburger Handschriften des Mittelalters	27
Andreas Pfisterer	
Zu Konjekturen in der Musik des 16. Jahrhunderts	51
Martin Christian Dippon	
Ein Satzmodell Josquin des Prez' und seine Rezeption in den <i>Missae Benedicta es</i> und <i>Papae Marcelli</i> von Giovanni Pierluigi da Palestrina	71
Franz Körndle	
Lassos Motettenbuch für Jakob Fugger den Jüngeren	113
Kateljne Schiltz	
Bernardino Borlascas <i>Fioretti musicali</i> (1630–1631) und das <i>cantare con affetto</i>	129
Siegfried Gmeinwieser	
Notizen zu einer unbekanntenen Quelle des <i>Te Deum</i> in G-Dur von Johann Adolf Hasse in der Musiksammlung der Theatinerkirche München	157
Bettina Berlinghoff-Eichler	
Vom Kaufmann zum Komponisten und Musikverleger. Anmerkungen zur Biographie Johann Andrés (1741–1799)	167
Laurenz Lütteken	
Beendet durch Mozart: das Singspiel bei Kayser und Goethe	187
Ulrich Konrad	
»Was dein Bestes du nennst, Wälschland würdigt es nicht.« Nationale ›Töne‹ in Otto Nicolais Bühnenschaffen	201

Markus Waldura	
Rückkehr zur klassischen Tradition oder neuartige Konzeption?	
Zur Form des ersten Konzertsatzes in Schumanns <i>Violinkonzert</i>	213
Raymond Dittrich	
Alte Musik in der Bibliothek des Prager Institutsbesitzers Joseph Proksch (1794–1864)	235
Michael Wackerbauer	
<i>Frithjof</i> , Max Bruch und die Dynamik der großen oratorischen Gattungen.	
Stationen einer prominenten Stoffgeschichte des 19. Jahrhunderts	263
Theresa Henkel	
»Zum ersten Male und mit zeitgemässer Redaction des Originals herausgegeben«.	
Carl Bancks Edition von 30 Scarlatti-Sonaten im Spiegel der musikalischen Editionspraxis	
des 19. Jahrhunderts und ihr Beitrag zum kulturellen Gedächtnis	313
Arnfried Edler	
Berliner Davidsbündlereien. Musikalische Anmerkungen	
aus der Feder des Literaturkritikers Alfred Kerr	341
Thomas Röder	
Bruckner improvisiert	351
Nina Galushko-Jäckel	
Das Streichquartett im Schaffen von Nikolaj Andreevič Rimskij-Korsakov	369
Andreas Wehrmeyer	
Zur Vorgeschichte von Sergej Taneevs Kantate <i>Ioann Damaskin</i> op. 1	405
Rainer Kleinertz	
Rezeption, Struktur und Charakter. Zur Analyse des dritten Satzes »Rondo. Burleske«	
von Gustav Mahlers <i>Neunter Symphonie</i>	425
Michael Braun	
Vokales im Instrumentalklang: Prosodie als Anregung zur variierenden Wiederholung	
in Instrumentalwerken Béla Bartóks	453
Sebastian Werr	
Choralforschung als Politikum. Heinrich Himmler und die	
Germanisierung mittelalterlicher Musik im Nationalsozialismus	479
Schriftenverzeichnis von Wolfgang Horn	499
Register	505

Choralforschung als Politikum

Heinrich Himmler und die Germanisierung mittelalterlicher Musik im Nationalsozialismus

Sebastian Werr

Zu den besonders erklärungsbedürftigen Umständen von Musikwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus gehört, dass Choralforschung dort auch im Auftrag erklärter Kirchenfeinde betrieben wurde. Als der Initiator eines musikwissenschaftlichen Forschungsprojekts, das die Ursprünge des Chorals klären sollte, erweist sich ausgerechnet Heinrich Himmler.¹ Dieser hatte eine bürgerlich-katholische Erziehung erhalten, sich nach dem Ersten Weltkrieg aber von der Kirche abgewandt und gehörte zu den Nationalsozialisten, die das Christentum, und besonders den Katholizismus, scharf ablehnten. Dies machte er unter anderem dadurch deutlich, dass er zu denen zählte, die für die 1936 eingeführte Konfessionszugehörigkeit »gottgläubig« votierten, mit der man seine Abwendung von den christlichen Religionen erklären konnte, ohne zugleich in die verpönte Kategorie des Freidenkers zu fallen.² Eine dezidiert antikatholische Ausrichtung leitete ein anderes auf sein Geheiß betriebenes Forschungsvorhaben, das die frühneuzeitliche Hexenverfolgung als eine katholisch-jüdische Verschwörung gegen das Germanentum gedeutet wissen wollte.³ Alfred Rosenberg, der mit Himmler und dessen Forschungseinrichtung Stiftung Ahnenerbe in einem Konkurrenzverhältnis stand, hinsichtlich der Kirchenfeindschaft aber mit ihm übereinstimmte, wollte das Christentum sogar durch ein neuheidnisches Glaubenskonzept ersetzen und stand daher in andauerndem Konflikt mit der katholischen Kirche; seine Schrift *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* wurde 1934 in den vom Vatikan herausgegebenen *Index librorum*

1 Aussagen von Zeitzeugen lassen es sogar möglich erscheinen, dass er gelegentlich die Erzabtei St. Ottilien aufsuchte, um Gregorianik zu hören. Siehe Franz Körndle, »Warum sich Himmler für den gregorianischen Choral interessierte«, in: *Aspekte historischer und systematischer Musikforschung. Zur Symphonie im 19. Jahrhundert, zu Fragen der Musiktheorie, der Wahrnehmung von Musik und anderes*, hrsg. von Christoph-Hellmut Mahling und Kristina Pfarr, Mainz 2002, S. 339–347, hier S. 347. Zu den musikwissenschaftlichen Vorhaben der SS siehe auch Pamela Potter, »Did Himmler Really Like Gregorian Chant? The SS and Musicology«, in: *Modernism/Modernity* 2 (1995), S. 45–68. Die in den Titeln aufgeworfene Frage nach dem Hintergrund des Interesses von Himmler am gregorianischen Choral wird in den Aufsätzen nicht beantwortet.

2 Cornelia Schmitz-Berning, *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin 2007, S. 281–283. Das »arteigene Bekenntnis« war besonders in der SS weit verbreitet, wo sich 1938 mehr als jeder Fünfte dazu bekannte, vgl. Peter Longenrich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 229.

3 Gerhard Schormann, »Wie entstand die Kartotheke, und wem war sie bekannt?«, in: *Himmlers Hexenkartotheke. Das Interesse des Nationalsozialismus an der Hexenverfolgung*, hrsg. von Sönke Lorenz, Bielefeld 1999, S. 135–142.

prohibitorum aufgenommen, das Verzeichnis der Bücher, die für Katholiken verboten waren. Die pragmatischeren Nationalsozialisten, darunter Adolf Hitler, gingen in der Ablehnung des Christentums nicht so weit, da sie erkannten, dass weite Teile der deutschen Bevölkerung sonst nicht für ihre Bewegung zu gewinnen seien. Durch den 1933 erfolgten Abschluss des Reichskonkordats mit dem Heiligen Stuhl gelang es ihnen, zuvor aufgerissene Gräben zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus zu schließen.

Himmlers Interesse am Choral wird erst verständlich vor dem Hintergrund bestimmter völkischer und nationalsozialistischer Annahmen. Dieser Beitrag zeigt, dass es ihm nicht um eine ergebnisoffene Erforschung liturgischer Musik ging, sondern um die Überführung des Chorals aus dem Kontext der katholischen Kirche in den des von der politischen Rechten verherrlichten Germanentums. Die von Himmler ausgelösten musikwissenschaftlichen Forschungsaktivitäten – wie andere ideologiegeleitete Projekte aus dem Umfeld der SS – ordnen sich ein in Strategien, die vermeintlichen kulturellen Errungenschaften des germanisch-nordischen Menschen herauszuarbeiten. Zugleich erweist es sich, dass die in dem nachfolgend beschriebenen Forschungsvorhaben behandelte Frage nach den Wurzeln des Chorals weit in die akademische Musikwissenschaft im ›Dritten Reich‹ hineinreichte. Angesichts der in Teilen der nationalsozialistischen Bewegung verbreiteten Feindschaft gegenüber der katholischen Kirche geriet die Beschäftigung mit katholischer Kirchenmusik nach 1933 unter besonderen Rechtfertigungsdruck. Aus diesem Grund hatte der Diskurs auch erheblichen Einfluss auf die Forschung seriöser Musikwissenschaftler wie Friedrich Blume oder Karl Gustav Fellerer, die die Argumente aufgriffen, zumindest aber politisch opportune Schlagwörter in ihre Texte einbauten.

Choralforschung in der SS

Durch die 1935 gegründete Stiftung Ahnenerbe förderte Heinrich Himmler sowohl Vertreter anerkannter Forschungsmethoden wie auch solche, die seiner Ansicht nach von der »offiziellen Wissenschaft« verfolgt wurden und die über Bereiche wie nordische Mystik, Naturheilkunde und okkulte Medizin arbeiteten.⁴ Bei einigen Vorhaben scheuten die Mitarbeiter nicht vor verbrecherischen Methoden zurück, und der Geschäftsführer Wolfram Sievers wurde wegen seiner Beteiligung an der Planung von Menschenversuchen mit KZ-Häftlingen 1948 als Kriegsverbrecher gehenkt.⁵ Die Grundannahme der nachfolgend behandelten völkisch-nationalsozialistischen Perspektive war, dass die als eine ideale Zeit verklärte germanische Vorgeschichte ein gewaltsames Ende durch das von den Römern gewaltsam aufgezwungene Christentum gefunden hätte. Das erklärte Forschungsziel des Ahnenerbes war es, die überdeckten germanischen Elemente in der deutschen Kultur aufzufinden und neu zu beleben.

4 Reinhard Bollmus, *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*, Stuttgart 1970, S. 179. Zum Ahnenerbe siehe grundlegend: Michael Kater, *Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*, München⁴ 2006.

5 Ernst Klee, *Das Personenlexikon zum Dritten Reich*, Frankfurt am Main² 2005, S. 583.

Das inhaltliche Anliegen der in diesem Kontext betriebenen Choralforschung macht der Antrag auf Papierzuteilung für die Monographie *Die völkische Zugehörigkeit des gregorianischen Chorals* von Ewald Jammers deutlich, des Leiters der Musikabteilung der Sächsischen Staats- und Landesbibliothek in Dresden. Für deren Druck setzte sich Alfred Quellmalz⁶ ein, der Leiter der »Abteilung für indogermanisch-deutsche Musik« der Stiftung Ahnenerbe, wobei er die dort behandelte Fragestellung als ein »Schlüsselproblem der Musikforschung« umriss. Bisher sei man davon ausgegangen, dass der Choral in Europa als Fremdkörper zu verstehen sei. Es verhalte sich aber so, dass die germanischen Völker »aus eigener Schaffenskraft die fremdrassige sogenannte ›Gregorianik‹ überwunden« hätten, »indem sie an ihre Stelle ein durchaus arteigenes musikalisches Schaffen setzten«.⁷

In einem Brief an den für NS-Musikpublikationen bekannten Kallmeyer-Verlag, in dem Jammers' Buch erscheinen sollte, betonte Quellmalz: »Nun interessiert sich der Reichsführer-SS persönlich gerade für die Frage des gregorianischen Chorals und hat mich damit beauftragt, die Forschungen auf diesem Gebiete zu verfolgen und laufend Bericht zu erstatten.«⁸ Das persönliche Engagement Himmlers, der neben seiner Funktion als Reichsführer-SS auch Chef der deutschen Polizei war, führte dazu, dass sich auch weitere ihm untergeordnete Behörden einschalteten. Im Reichssicherheitshauptamt, das als Repressionsinstrument zur Verfolgung der politischen Gegner diente, ließ sich der für kirchliche und kulturelle Fragen zuständige Abteilungsleiter, SS-Sturmbannführer Hans Schick, ein ehemaliger Angehöriger des Kamillianer-Ordens, fortlaufend vom Ahnenerbe über den Fortgang der Choralforschung unterrichten, wobei unter anderem Fragen der Projektfinanzierung geklärt wurden.⁹ Eingebunden war sogar SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, der gefürchtete Chef des Reichssicherheitshauptamtes, der 1942 den Vorsitz bei der Wannsee-Konferenz innehatte, die der Koordination des Massenmords an den europäischen Juden diente. Für die Aufgabe der Choralforschung empfahl er seinem Vorgesetzten den bereits für die SS tätigen Quellmalz als einen »weltanschaulich zuverlässige[n]« Musikwissenschaftler.¹⁰ Sein Empfehlungsschreiben zeigt zugleich, dass man mit Widerstand seitens der katholischen Kirche rechnete, denn er begründete Quellmalz' Eignung damit, dass dieser bereits »zu gewissen Fachkräften des Benediktinerordens eine unauffällige Verbindung« habe, sodass »ihm die von dort erwünschten wertvollen Anregungen und Erkenntnisse sachdienlicher Art leichter zufließen« könnten.¹¹ Heydrichs Schreiben lag ein im Anhang dieses Beitrags edierter Plan Quellmalz' bei, der die Erforschung der Musik aus der germanischen Vor- und Frühzeit als »die vordringlichste Aufgabe der heutigen Volksmusikforschung« umriss. Dort sprach dieser seine Hoffnung aus, dass man »alle Quellen« herbeischaffen und

6 Zu Quellmalz siehe: Thomas Nussbaumer, *Alfred Quellmalz und seine Südtiroler Feldforschungen (1940–42). Eine Studie zur musikalischen Volkskunde unter dem Nationalsozialismus*, Innsbruck u. a. 2001.

7 Antrag auf Papierbezug für Ewald Jammers, *Die völkische Zugehörigkeit des gregorianischen Chorals*. Bundesarchiv Berlin NS 21/717. Die Publikation, die in den von Friedrich Blume herausgegebenen *Schriften zur musikalischen Volks- und Rassenkunde* erscheinen sollte, kam nicht zustande.

8 Brief von Alfred Quellmalz an den Kallmeyer-Verlag vom 1. Juni 1943. Bundesarchiv Berlin NS 21/717.

9 Brief von Wolfram Sievers an Hans Schick vom 24. November 1942. Bundesarchiv NS 21/798(3).

10 Brief von Reinhard Heydrich an Heinrich Himmler vom 5. Mai 1942. Bundesarchiv Berlin NS 19/209.

11 Ebd.

bearbeiten könne, »die geeignet sind[,] einer Wesenserkenntnis der Wurzeln germanisch-deutscher Musik den Boden zu bereiten«. Dieses Ziel schätzte er als realistisch ein, da er auf »die vereinigten Mittel des Reichssicherheitshauptamtes (in politischer Hinsicht) und des Ahnenerbes (in wissenschaftlicher und geldlicher Form)« zurückzugreifen gedachte.¹² Im Choral hoffte er einen hohen Anteil germanischer Musik identifizieren zu können.

»Überfremdung« des Germanentums

Die hier behandelte Perspektive der Mittelalterforschung erklärt sich vor dem gedanklichen Hintergrund der völkischen Bewegung, deren Annahmen im Nationalsozialismus fortwirkten.¹³ Im späten 19. Jahrhundert etablierte sich »völkisch«, anfangs als eine Verdeutschung von »national« gedacht, für einen antisemitischen, auf den »Rassengedanken« fokussierten Nationalismus mit dem Anspruch auf politisch-militärische Suprematie des Deutschen Reiches. Die völkische Bewegung war heterogen, dennoch lassen sich verbindende Grundannahmen erkennen in der »Prädestination der germanischen bzw. nordischen Rasse, deren Superiorität über andere Rassen und Völker und der unmittelbaren Blutsverwandtschaft von Germanen und Deutschen.«¹⁴ Ursprünglich war die »Vortrefflichkeit« der Germanen eine poetische Idee gewesen – nichts, das einer wissenschaftlichen Überprüfung standhalten sollte. Der Germanenmythos ging bis ins Mittelalter zurück, wurde aber im 18. Jahrhundert durch Dichter wie Friedrich Gottlieb Klopstock erneuert und mit politischen Akzenten versehen.¹⁵ Schon bei Johann Gottfried Herder und Johann Gottlieb Fichte fand sich die positive Umwertung der zuvor als Barbaren abgewerteten Germanen und ihre Gleichsetzung mit den Deutschen. Aus den positiven Moralbewertungen der um 98 n. Chr. entstandenen Schrift *Germania* des römischen Geschichtsschreibers Publius Cornelius Tacitus glaubte man eine charakteristisch germanische Gesinnung herauslesen zu können, die mit Begriffen wie Reinheit und Sittlichkeit konnotiert war und die im politischen Diskurs immer breiteren Raum einnahm. Kritische Stimmen stellten den Realitätsbezug der Aussagen allerdings in Frage und interpretierten die Schrift als eine Kontrastfolie, mit der Tacitus seinen römischen Zeitgenossen deren eigene Verderbtheit durch die Gegenüberstellung unverdorbenen Naturmenschen vor Augen führen wollte.

Die völkische Bewegung, und in der Folge auch Teile des Nationalsozialismus, war gekennzeichnet durch die Aversion gegenüber allem, das die germanische Kultur scheinbar

12 Alfred Quellmalz, »Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges im Hinblick auf seine Bestandteile germanischer Musik«. Bundesarchiv Berlin NS 19/209.

13 Zur völkischen Musikgeschichtsschreibung und ihren Kontinuitäten im Nationalsozialismus siehe Sebastian Werr, »Zwischen völkischer Bewegung und Nationalsozialismus. Oskar Fleischer und die ›germanische Kontinuität‹ in der Musikgeschichte«, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 77 (2020), S. 49–65.

14 Uwe Puschner, »Die Germanenideologie im Kontext der völkischen Weltanschauung«, in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 4 (2001), S. 85–97, hier S. 89.

15 Heinz Gollwitzer, »Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts«, in: *Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag*, hrsg. von den Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 1, Göttingen 1971, S. 282–356, hier S. 284 f.

»überfremdet« hatte. Hierbei nahmen Fragen der Religion breiten Raum ein, wobei der lutherische Protestantismus oft positiv als eine »Germanisierung« des Christentums verstanden wurde. Martin Luther wurden nationale Motive unterstellt, im Anschluss an den Historiker Heinrich von Treitschke, der den Reformator zum »Führer der Nation« erklärt hatte. Sein Wirken habe dazu geführt, dass Bestrebungen wie »der Nationalhaß des ritterlichen Adels wider die wälschen Prälaten, der Groll der mißhandelten Bauern, sich zu einem mächtigen Strome vereinigten und gewaltig aufwallend alles römische Wesen aus unserem Staate, unserer Kirche fortschwemmten«. ¹⁶ Dagegen wurde die römisch-katholische Kirche zur Zielscheibe der Kritik. Im Zentrum der völkischen Weltanschauung stand die »antisemitisch, antikatholisch und antirömisch begründete Forderung nach einer ›arteigenen‹, das heißt einer Rasse und Volk angeblich wesensgemäßen Religion«. ¹⁷ Trotz aller Uneinigkeit, wie diese auszusehen habe, bestand Konsens darüber, dass die katholische Kirche mit ihrem jüdisch-römischen Fundament mittels der Christianisierung die autochthone Kultur der Germanen zerstört habe. ¹⁸ Vielfältige Bestrebungen zielten darauf ab, das Christentum zu reformieren, womit die Eliminierung alles »Fremden« gemeint war; manche verbanden dies mit einer Melange aus neuheidnischen Vorstellungen, Okkultismus und Rassentheorien. ¹⁹

Die frühchristliche und mittelalterliche Musik, die überdies an die jüdische Liturgie anknüpfte, musste in diesem Spannungsfeld zwangsläufig als problematisch erscheinen. 1910 publizierte der Schriftsteller Willy Pastor *Die Geburt der Musik. Eine Kulturstudie*, in der er der Germanien-Rom-Antithese breiten Raum einräumte. Dort stellte er der als genuin germanisch betrachteten Instrumentalmusik die Musik des frühen Christentums gegenüber, die rein vokal gewesen sei. Er deutete die germanische Musik als den Dreh- und Angelpunkt der mittelalterlichen Musik – auf sie sei auch die Mehrstimmigkeit zurückzuführen. ²⁰ Pastor war kein Sektierer, sondern seine Anschauungen können als repräsentativ für weite Teile der völkischen Öffentlichkeit gelten. Zwar war er kein Musikwissenschaftler, aber er hatte in Leipzig einige Jahre Klavier studiert. Er publizierte, ausgehend von einem biologistischen Weltbild und der Idee einer vom Norden ausstrahlenden germanischen Überlegenheit, vor allem im Bereich der Vorgeschichte. ²¹ Ihm schien es, die altchristliche Psalmodie sei »dem spezifisch europäischen Musikempfinden

16 Heinrich von Treitschke, *Luther und die deutsche Nation*, Berlin 1883, S. 5. Luthers Äußerungen über die Deutschen, die mitnichten ausschließlich positiv waren, sind freilich keineswegs als nationalistische Parolen zu verstehen, sondern beziehen sich auf das Verhältnis der Deutschen zu Gott und dem Evangelium. Gottfried Maron, »Luther und die ›Germanisierung des Christentums‹. Notizen zu einer fast vergessenen These«, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 93 (1983), S. 313–337, hier S. 335.

17 Uwe Puschner, »Völkische Geschichtsschreibung. Themen, Autoren und Wirkungen völkischer Geschichtsideologie«, in: *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig und Erhard Schütz, Stuttgart 2005, S. 287–307, hier S. 289.

18 Ebd., S. 298.

19 Siehe Nicholas Goodrick-Clarke, *The Occult Roots of Nazism: The Ariosophists of Austria and Germany, 1890–1935*, New York 1992.

20 Willy Pastor, *Die Geburt der Musik. Eine Kulturstudie*, Leipzig 1910, S. 95, 99, 104.

21 Ingo Wiwjorra, »Willy Pastor (1867–1933). Ein völkischer Vorgeschichtspublizist«, in: »... trans Albim fluvium«. *Forschungen zur vorrömischen, kaiserzeitlichen und mittelalterlichen Archäologie. Festschrift für Achim Leube zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Michael Meyer, Rahden/Westf. 2001, S. 11–24.

fremd. [...] Es ist eine Musik, die der Akustik der Katakomben angepaßt erscheint. Sie ist schwül und dumpf wie schlechte Luft und böses Gewissen. Und ihre Katakombenherkunft kann so eine Litanei auch im stolzesten Dome nicht verleugnen.«²² Die Ablehnung der frühchristlichen und mittelalterlichen Musik durch Autoren wie Pastor begründete sich durch die Lehrmeinung, dass diese in der Tradition des Judentums stehe.²³ In diesem Punkt unterschieden sich katholische und völkische Musikforschung nur in der Bewertung.

Als eine der führenden Autoritäten der Kirchenmusikforschung des frühen 20. Jahrhunderts gilt Peter Wagner, der seit 1892 an der Universität Freiburg im Uechtland lehrte, einer Institution, die vor allem der Theologenausbildung diente. Aus seiner Habilitationsschrift ging das dreibändige Standardwerk *Einführung in die Gregorianischen Melodien* hervor, in dem er die Psalmodie als ein Vermächtnis bezeichnete, das »das Judentum vor seinem Sturze als politische und religiöse Macht dem entstehenden Christentum hinterließ. Der Herr selbst hatte sich an den liturgischen Übungen der Juden beteiligt und noch beim letzten Abendmahl mit seinen Jüngern Psalmen gebetet.«²⁴ Gestützt wurde die Annahme einer engen Verbindung von Musik des frühen Christentums und der des Judentums durch die Arbeiten des jüdischen Musikforschers Abraham Zvi Idelsohn, eines ausgebildeten Kantors, der sich der musikethnologischen Erfassung der Gesänge der aschkenasischen und sephardischen Juden sowie den nahöstlichen Traditionen des Judentums widmete. Insbesondere bei Letzteren, die mit der europäisch-christlichen Welt bisher wenig in Berührung gekommen waren, hoffte er das Melodiengut des biblischen Judentums noch am unverfälschtesten aufzufinden. Hierzu nahm er die Gesänge neu in Palästina eintreffender orientalischer Juden auf Schallplatte auf und transkribierte sie. Für die Musikwissenschaft wurde wegweisend, dass Idelsohn 1913 in Wien Guido Adler kennenlernte, der ihn zum Besuch seiner Lehrveranstaltungen einlud und mit dem ein intensiver Austausch einsetzte.²⁵ Anhand der dabei erworbenen Kenntnisse zog Idelsohn in seinem kurz darauf erschienenen ersten Band des *Hebräisch-orientalischen Melodienschatzes*, in dem er sich der Musik der jemenitischen Juden widmete, Verbindungen zum römischen Kirchengesang; er kam zum Schluss, »beide wurzeln im Kultgesange der orientalischen Juden«.²⁶ Adler wiederum griff die Ergebnisse Idelsohns in seinen eigenen Publikationen auf und konstatierte im *Handbuch der Musikgeschichte*, dass das, womit die römisch-katholische Kirche »die nordischen Völker in

22 Pastor, *Geburt der Musik*, S. 90.

23 Lange als vollendete Tatsache erachtet, wird die Verbindung heute in Frage gestellt. Neuere Forschungen lassen es als wenig wahrscheinlich erscheinen, dass die als Vorbilder vermuteten jüdischen Bräuche als feststehende Rituale schon bei der Gründung des Christentums existierten. Vermutlich entstanden sie erst nach der Zerstörung des zweiten jüdischen Tempels im Jahr 70 n. Chr., durch die sich zuvor gegebene Vielfalt unterschiedlicher Strömungen auf die Pharisäer reduzierte, aus denen später das moderne Judentum hervorging. Paul F. Bradshaw, *The Search for the Origins of Christian Worship. Sources and Methods for the Study of Early Liturgy*, New York/Oxford 1992, S. 11.

24 Peter Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien. Ein Handbuch der Choralwissenschaft. Ursprung und Entwicklung der liturgischen Gesangsformen bis zum Ausgange des Mittelalters*, Leipzig³ 1911, S. 6.

25 Regina Randhofer, »Hebräisch-orientalischer Melodienschatz«, in: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, hrsg. von Dan Diner, Stuttgart/Weimar 2012, Band 3, S. 18–24, hier S. 23.

26 Abraham Zvi Idelsohn, *Hebräisch-orientalischer Melodienschatz*, Bd. 1: *Gesänge der jemenitischen Juden*, Leipzig 1914, S. v.

seine musikalische Zucht« genommen habe, von ihr nur aufgenommen und geordnet worden sei; ursprünglich stamme es aus unterschiedlichen Quellen; darunter dem Judentum. Im Anschluss an Idelsohn arbeitete Adler die Gemeinsamkeiten von jüdischem Synagogalgesang und Gregorianik heraus, und es schien ihm beispielsweise, eine der jemenitischen Pentateuchweisen könne mit der Abfolge von Initium, Tenor, Mediant und Finalis auch ein gregorianischer Psalmton sein.²⁷ Die Übereinstimmungen könnten schwerlich Zufall sein, es sei wahrscheinlich, dass »die jüdische Übung der Synagogen das Muster für den Psalmgesang bei allen Christengemeinden, bei den Syrern, Armeniern, Griechen und dann auch für die Lateiner« gewesen sei.²⁸ Die Annahme jüdischer Wurzeln in der frühchristlichen Musik fand Eingang in zahlreiche musikwissenschaftliche Standardwerke. So schloss der Musikforscher Otto Ursprung, ein katholischer Geistlicher, in *Die katholische Kirchenmusik* (1931) explizit an Idelsohn an. Er betonte die Ähnlichkeiten zwischen jüdischen Klageliedern und gregorianischen Lamentationes. Wichtiger als einzelne melodische Anklänge sei es jedoch, dass »die Strukturprinzipien des gregorianischen Chorals bereits in diesen jüdischen Weisen« gegeben seien.²⁹

Aus völkisch-nationalsozialistischer Perspektive wurde die Musik der katholischen Kirche, der schon wegen ihres römischen Hintergrunds eine negative Wirkung auf das Germanentum zugeschrieben wurde, durch die jüdische Herkunft vollends diskreditiert. Das gängige Narrativ macht ein Aufsatz des Musikpublizisten Rudolf Sonner deutlich, der neben Friedrich Blume, Karl Gustav Fellerer und anderen zum Mitarbeiterkreis eines Musiklexikons »im Sinne unserer Weltanschauung« zählte, das Herbert Gerigk vom Amt Rosenberg plante.³⁰ Er behauptete, das Christentum habe die germanische Musik gewaltsam unterdrückt; statt seiner »arteigenen Musik hörte nun der Germane während des Gottesdienstes den römischen Kirchengesang«.³¹ Der nationalsozialistische Musikpädagoge Walter Kühn klagte, mit dem Christentum habe bei den germanischen Stämmen eine Musik Einzug gehalten, die »zum größeren Teil jüdischen Ursprungs war und darum ihrer ganzen Haltung nach volksfremd bleiben mußte«. Er unterstellte, durch das Verbot der »bei den Deutschen sehr beliebten Gesänge« sollte der »sich instinktiv hervorwagende völkische Geist [...] an der Stelle unterdrückt werden, wo er in den Tiefen des Seelentums verankert war, in der Musik.«³² Ludwig der Fromme, der Sohn und Nachfolger Karls des Großen, habe »die Ausrottung altgermanischen Seelentums auf dem Gewissen; er ließ die Lieder und Sprüche unserer germanischen Vorfahren vernichten, so daß wir uns kein Bild mehr machen können von der Klanggestalt der heiligen Kirche unserer Altvorderen, Sprüche und Lieder, die gewiß aus ältesten Zeiten überliefert und Ausdruck altgermanischen Seelentums waren. Es ist die ewige Schuld dieser Römlinge, daß sie uns ein für allemal die Möglichkeit

27 Guido Adler, *Handbuch der Musikgeschichte*, 2. Auflage in zwei Bänden, Berlin 1930, Bd. 1, S. 75–77.

28 Ebd., S. 78.

29 Otto Ursprung, *Die katholische Kirchenmusik* (= Handbuch der Musikwissenschaft 2), Potsdam 1931, S. 2.

30 Willem de Vries, *Sonderstab Musik. Organisierte Plünderungen in Westeuropa*, Köln 1998, S. 108, 110.

31 Rudolf Sonner, »Kultur – Rasse – Musik«, in: *Die Musik XXVIII/6* (März 1936), S. 402–407, hier S. 403.

32 Walter Kühn, *Führung zur Musik. Voraussetzungen und Grundlagen einer einheitlichen völkischen Musikerziehung*, Lahr/Baden 1939, S. 36 f.

geraubt haben, Emanationen germanischen Seelentums aus allerältester Zeit zu besitzen.«³³ Für den an der Münchner Akademie für Tonkunst lehrenden Karl Blessinger, den schärfsten Antisemiten der deutschen Musikwissenschaft, reichte die Unterdrückung des Germanischen bis in die Gegenwart. Er fand es bezeichnend, dass der Vatikan jetzt, »wo die deutsche Seele sich neu zu regen beginnt, mit Nachdruck auf die ausschließliche Gültigkeit der Gregorianik in der Kirchenmusik hinzuweisen pflegt [...]. Solche Anzeichen des Kampfes gegen das deutsche Rassenbewusstsein dürfen ja nicht übersehen oder auf die leichte Schulter genommen werden.« Aus dem Choral müssten heute »die typisch jüdischen Zutaten ausgeschieden werden, um diese Art des Singens bei uns zu erhalten.«³⁴

Strategien der Verkleinerung der jüdisch-römischen Anteile

Die legitime Forschungsfrage nach der Herkunft des Chorals wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend politisch überformt. Die auf diesem Gebiet tätigen Musikwissenschaftler sahen sich mit Erwartungen konfrontiert, die Ursprünge der abendländischen Musik neu zu verorten – dies geschah unabhängig von den Aktivitäten des Ahnenerbes, wurde aber von denselben Annahmen getragen. Beim Eingehen auf diese politisch motivierte Zielsetzung mag neben Opportunismus auch eine Rolle gespielt haben, dass die betreffenden Kirchenmusikforscher hofften, so ihren Bereich aus dem Fadenkreuz nationalsozialistischer Kritik zu ziehen und im Wissenschaftsbetrieb zu halten. Gelegentlich wurde diese Strategie durchschaut, und Alfred Quellmalz unterstellte Bruno Maerker, den er gleichwohl für die Choralforschung des Ahnenerbes einstellen wollte, dieser biete wegen seiner katholischen Vergangenheit »weltanschaulich nicht volle Gewähr. Dies zeigt sich auch in seinem Aufsatz,³⁵ worin er alle jüdischen Einflüsse in der Gregorianik verneint und diesen (und damit die katholische Kirchenmusik überhaupt) für die Gegenwart retten zu können vermeint.«³⁶ Da der Choral das Fundament der abendländischen Musikgeschichte sei, wollte sich auch Friedrich Blume nicht damit abfinden, dass man ihn allein aufgrund von »Missverständnissen« verdamme, wobei er die jüdischen Wurzeln stark relativierte.³⁷ Karl Gustav Fellerer kam seine Kompetenz auf dem Gebiet

33 Ebd., S. 38. Der gegenüber Ludwig erhobene Vorwurf stützte sich auf einen Bericht seines Biographen Thegan, wonach er die heidnischen Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, verachtete und sie weder lesen noch hören wollte. Zitiert nach *Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi* 64: Thegan, *Die Taten Kaiser Ludwigs (Gesta Hludowici imperatoris)*. Astronomus, *Das Leben Kaiser Ludwigs (Vita Hludowici imperatoris)*, hrsg. von Ernst Tremp, Hannover 1995, S. 201.

34 Karl Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis auf dem Gebiete der Musik«, in: *Ziel und Weg. Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Ärzte-Bunds* 24 (1938), S. 673–679, hier S. 674.

35 Bruno Maerker, »Gregorianischer Choral und Deutsches Volkslied – einander ergänzende Quellen unserer musikalischen Ur- und Frühgeschichte«, in: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 7 (1941), S. 71–127.

36 Quellmalz, »Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges«.

37 Friedrich Blume, *Das Rasseproblem in der Musik – Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung*, Wolfenbüttel 1939, S. 47 f. Siehe Sebastian Werr, »Anspruch auf Deutungshoheit. Friedrich Blume und die musikwissenschaftliche ›Rassenforschung‹«, in: *Die Musikforschung* 69 (2016), S. 361–378.

zugute, als 1939 die Leitung des Kölner Musikwissenschaftlichen Instituts neu zu besetzen war. Sein Fürsprecher Walter Hermann Frey vom Erziehungsministerium erhoffte sich von ihm politisch verwertbare Forschung und betonte gegenüber der Kölner Universitätsleitung, Fellerer sei »als ausgezeichneter Kenner der Gregorianik besonders berufen [...], die Untersuchung des uns überkommenen gregorianischen Chorals auf seine rassischen Bestandteile durchzuführen.«³⁸ Diesen Erwartungen entsprach Fellerer, indem er den Nutzen seiner kurz darauf publizierten Monographie *Deutsche Gregorianik im Frankenreich* (1941) nicht allein in der Erforschung der Musik des Mittelalters sah, sie liefere überdies »wesentliche Grundlagen zur Kenntnis des Ras-seproblems in der Musik«.³⁹

Der damals gängigen Lehrmeinung zufolge war das Repertoire des gregorianischen Chorals um 600 in Rom auf Geheiß von Papst Gregor I. aus vorhandenen Gesängen erstellt worden, wobei sie in erster Linie geordnet und vereinheitlicht wurden. Auch wenn die Rolle Gregors inzwischen kritisch hinterfragt wurde, war unbestreitbar, dass das neue Repertoire andere Formen wie den mozarabischen Gesang in Spanien oder den ambrosianischen Gesang in Mailand verdrängt hatte. Für die Anhänger des Germanentums war entscheidend, was mit der ursprünglichen Musik der Franken geschehen war, an deren Stelle die Gregorianik getreten war. Angesichts der spärlichen Quellen sind der transalpine Transfer des römischen Kirchengesangs und die dadurch ausgelöste Verdrängung einheimischer Gesangstraditionen nur eingeschränkt rekonstruierbar. Besonders ist strittig, ob die Redaktion der schriftlich überlieferten Gregorianik noch in Rom oder erst im Frankenreich geschehen war.⁴⁰ Alles spricht dafür, dass es zu einer Synthese römischer und einheimischer Traditionen kam; Peter Wagner vermutete, die fränkischen Riten seien nicht einfach verschwunden, vielmehr fand »eine Verschmelzung römischer und fränkischer Elemente statt, deren Resultat die mittelalterliche römisch-fränkische Liturgie« sei.⁴¹ Die Einführung des römischen Kirchengesangs nördlich der Alpen war ein Teil der von den karolingischen Königen verfolgten Romanisierung der liturgischen Praxis der fränkischen Kirche, wobei die wenigen Quellen als zeitlichen Rahmen die Jahre zwischen dem Treffen Pip-pins III. mit Papst Stephan II. 754 und dem Tod Karls des Großen 814 umreißen. Die Zielgruppe des Kulturtransfers waren die Kantoren der fränkischen Bischofskirchen und Klöster, die mit einem Repertoire von rund 600 Antiphonen und Responsorien sowie mit den für die angemessene Aufführung notwendigen musikalischen Kompetenzen ausgestattet wurden.⁴² Als problematisch erweist es sich, dass in den mittelalterlichen Quellen nur am Rande auf die Musik eingegangen wird; in ihnen geht es vor allem um Fragen der liturgischen Ordnung. Zentrale Texte wie die Lebensbeschreibung Gregors durch den römischen Geistlichen Johannes Diaconus, in der

38 Zitiert nach Leo Haupts, *Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik*, Köln u. a. 2007, S. 308.

39 Karl Gustav Fellerer, *Deutsche Gregorianik im Frankenreich*, Regensburg 1941, S. 7.

40 Helmut Hucke, »Zu einigen Problemen der Choralforschung«, in: *Die Musikforschung* 11 (1958), S. 385–414, hier S. 385.

41 Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien*, S. 239.

42 Andreas Haug, »Noch einmal: Roms Gesang und die Gemeinschaften im Norden«, in: »*Nationes*«, »*Gen-tes*« und die Musik im Mittelalter, hrsg. von Frank Hentschel und Marie Winkelmüller, Berlin 2014, S. 103–145, hier S. 107 f., 111.

beiläufig auf die musikalische Praxis in Germanien eingegangen wird, können kaum als unvoreingenommene Darstellungen gelten, denn sie sollten den Ruhm Roms mehren. Aus heutiger Sicht fällt die trügerische Konkretheit der häufig zitierten mittelalterlichen Quellen von Johannes, Notker, Ademar und Ekkehart auf, die die komplexen Ereignisse zu einfachen Erzählungen verdichtet hatten. Ihre Texte geben weniger Auskunft über die Handlungen und Intentionen der Akteure als über die Intentionen, Projektionen und Interessen der Autoren. Dabei reproduzieren sie ein Wertegefälle zwischen Römern und Franken, das letztere selbst erzeugt hatten, indem sie den römischen Gesang zur Norm erhoben. Genuin fränkischen Praktiken wurde eine römische Herkunft attestiert, um ihnen Unbedenklichkeit zu bescheinigen.⁴³

Als ein entscheidender Hebel, die unerwünschten jüdisch-römischen Ursprünge des Choralis zu verkleinern, erwiesen sich die – zweifellos vorhandenen, in ihrem Ausmaß aber schwierig zu bestimmenden – fränkischen Anteile. Blume betonte, dass möglicherweise zwar das Liturgiegut zur Zeit Papst Gregors einen hohen fremden Anteil gehabt habe; alles andere aber, »der weitaus umfangreichste, selbstständigste, anspruchsvollste und noch im heutigen Gesamtpertoire [...] völlig ausschlaggebende Anteil, [...] ist doch erst im Laufe einer Geschichte entstanden, die ganz vorwiegend von den Völkern des Nordens, germanischen und romanischen, geführt wurde, und in der die nordischen Völker in der Liturgie so gut wie in der Lehre einen maßgebenden, wenn nicht bestimmenden Anteil gehabt haben.« Keineswegs habe die Christianisierung die zuvor verwendete Musik eliminiert; diese sei in den Kirchen weiterverwendet worden, daher sei dort »ein unermeßlicher Schatz an vorzugsweise germanischem Musikgut« erhalten geblieben.⁴⁴ Walter Wiora formulierte es weniger wertend, aber auch er vermutete, dass sich im gregorianischen Choral ein »ungemein mannigfaltiger Melodienschatz« aus verschiedenen Kulturen und Zeiten erhalten habe, »urgeschichtliche und antike, frühchristliche und mittelalterliche, volkshafte und kunstmäßige, ursprünglich weltliche und geistliche, Melodien der Mittelmeerkulturen und daneben wohl solche, die in anderen Völkern Europas entstanden sind oder auch bei ihnen verbreitet waren.« Bei Übereinstimmungen von deutschen Volksliedern und gregorianischen Chorälen dürfe man nicht davon ausgehen, die Kirche müsse der Ursprung sein, sondern auch in Betracht ziehen, dass »die Weise aus dem Volk in die Kirche übernommen wurde und sich in beiden erhalten hat«.⁴⁵

Auf andere Weise versuchte Joseph Müller-Blattau, damals Professor in Frankfurt am Main, die Verbindung von Orient und Gregorianik abzuschwächen: Er löste den Kirchengesang ein Stück weit aus der römischen Tradition, indem er die vermittelnde Rolle von Missionaren aus Irland und Schottland akzentuierte. Für sie rief er das Bild des germanischen Priesters auf, indem er sie imaginierte als »reisige Männer in weißen Gewändern, aus adligen Geschlechtern, mit den großen Überlieferungen des Heidentums, mit altgermanischem Wesen vertraut«.⁴⁶ Auf die germanische Abstammung der Musiker wies 1940 auch Fellerer hin. Das kurz zuvor von der

43 Ebd., S. 105–108, 123, 127.

44 Blume, *Das Rasseproblem in der Musik*, S. 48, 51.

45 Walter Wiora, »Das Alter der deutschen Volksliedweisen«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939/1940), S. 15–32, hier S. 29 f.

46 Joseph Müller-Blattau, *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst*, Berlin 1938, S. 71.

Wehrmacht eroberte Nordfrankreich sei altes fränkisches Siedlungsgebiet, in dem die »nordisch-germanische Rassengrundlage in Brauchtum, Sprache und allen kulturellen Äußerungen über die Romanisierung immer wieder zum Durchbruch« gekommen sei. Er formulierte das Anliegen, in der Musikgeschichte Beweise für die germanische Besiedlung und Kultur in dem Raum vom Rhein bis zur Loire zu finden, um die auf anderen Forschungsfeldern erzielten Feststellungen »starker blutmäßiger germanischer Durchdringung dieses Raums in der Mitte des 1. Jahrtausends« nachweisen zu können.⁴⁷ Vermutlich sei der ursprünglich orientalische Charakter der frühchristlichen Musik auch zuvor schon von den germanischen Bewohnern Italiens abgemildert worden, die sich im Zuge der Völkerwanderung dort angesiedelt hatten. Die im »nordisch-griechischen Geiste« gebildete römische Oberschicht habe bei der Übernahme des Christentums eine Umprägung gottesdienstlichen Musiziergutes vorgenommen; eine Anpassung, die bei der Christianisierung Nordeuropas später noch verstärkt worden sei.⁴⁸

Als ein weiteres Argument wurde angeführt, der Choral sei zwar ursprünglich fremd gewesen, jedoch von den Germanen an ihre Bedürfnisse angepasst worden, weshalb die Gregorianik in ihrer endgültigen Gestalt als autochthon germanisch angesehen werden könne. Diese Anpassungsleistungen, die Fellerer »volkstumsgebundene Vortragsweise« nannte, ließen die Germanen zum »eigentlichen Schöpfer der überlieferten Fassungen« werden.⁴⁹ Auch diese Lesart gründete auf einer Umdeutung der Quellen. Der römische Geistliche Johannes Diaconus hatte in der zwischen 875 bis 878 entstandenen Lebensgeschichte Gregors moniert, dass die Franken »einiges von Eigenem den gregorianischen Gesängen beimischten«, weil sie »die Süße der übernommenen Melodik nicht auf die ihr eigentümliche Weise hervorbringen« konnten. Im Folgenden beschrieb er die Franken als unfähig, die importierte Musik korrekt wiederzugeben: »Denn während die barbarische Wildheit der Säufergurgeln durch Beugungen und Wendungen einen sanften Gesang herauszubringen sich bemüht, schleudert sie aufgrund ihres natürlichen Getöses wie über Pflasterstufen krachende Lastwagen (nur) raue Töne heraus. Und so, statt die Gemüter der Zuhörer milde zu stimmen, wühlt sie diese auf, belästigt und verstört sie.«⁵⁰ Die Darstellung war nicht unumstritten. Peter Wagner vermutete, Johannes Diaconus sei Fehlinformationen der von ihm befragten römischen Sänger aufgesessen, da die Streitigkeiten zwischen römischen und fränkischen Sängern nur aus einer Perspektive skizziert werden, während fränkische Quellen von römischer Überheblichkeit sprechen.⁵¹ Wiewohl die Berichte keineswegs positiv gemeint waren, ließen sie sich als Ausweis eines spezifisch germanischen Musikempfindens lesen. Müller-Blattau diente der Text als Kontrastfolie, die das Germanische deutlich machte: »Die Germanen singen den Choral holprig, also rhythmisch schwer wuchtend, wie ihre

47 Karl Gustav Fellerer, »Germanisches Erbe in der mittelalterlichen Musik Nordfrankreichs«, in: *Die Musik* 32/2 (1940), S. 289–292, hier S. 292.

48 Ebd., S. 289.

49 Fellerer, *Deutsche Gregorianik*, S. 11, 33.

50 »Die Lieblichkeit dieser Musik konnten unter den anderen Völkern Europas die Germanen und Gallier lernen und vorzüglich immer wieder erlernen. Sie aber unverdorben bewahren konnten sie, sowohl aus Leichtsinn, aus dem sie einiges von Eigenem den gregorianischen Gesängen beimischten, als auch wegen ihrer natürlichen Wildheit, keineswegs [...]«. « Zitiert nach Haug, »Roms Gesang und die Gemeinschaften im Norden«, S. 130.

51 Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien*, S. 196, 237.

eigenen Lieder. Sie heulen und schreien; damit ist das rauhe kraftstrotzende Klangreich ihrer eigenen Sprechweise gemeint. »Verwirrend« und »betäubend«, magisch wirkt so der Gesang, wie die alten Lieder der Vorzeit.« Zwar habe die römische Kirche ihren Kirchengesang gewalt- sam durchgesetzt, aber die Germanen hätten diese »volksfremde« Kunst mit einer »kräftige[n] Eindeutschung« versehen.⁵² Mit Eindeutschung meinte er also die im Zuge des Kontakts mit den Franken erfolgte Anpassung der Musik an ein angeblich germanisches Musikempfinden, nicht die später von Martin Luther praktizierte deutsche Übersetzung der Texte.

Die mittelalterliche Kirche sang am heutigen Dreifaltigkeitssonntage den Introitus genannten Gesang *Benedicta sit sancta trinitas*. Er steht im VIII. Kirchen- ton, der Tonleiter von *G* (natürlich ohne *fis*, vielmehr mit *f* als siebenter Stufe). Auf die Worte *atque* sangen alle Romanen

at - - que

dagegen die Germanen:

at - - que

d. h. sie ersetzten den Ton *h* durch den Ton *c*. Dasselbe taten sie inner- halb desselben Gesanges noch auf die Worte *Unitas*, *nobiscum* und *suam*, welche die Perioden und das ganze Stück abschließen und melodisch gleich- lauten:

Romanische Fassung:		Germanische Fassung:	
	U - ni - - tas		U - ni - - tas
	no - bis - - cum		no - bis - - cum
	su - - am		su - - am

Abbildung 1: Beispiele für den »germanischen Choraldialekt« aus Peter Wagner, »Germanisches und Romanisches im frühmittelalterlichen Kirchengesang«, in: *Bericht über den 1. Musikwissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig vom 4. bis 8. Juni 1925*, Leipzig 1926, S. 21–34, hier S. 22

Die in den historischen Texten erwähnten Veränderungen der Melodien schien der von Wagner identifizierte »germanische Choraldialekt« zu dokumentieren. Wagner, der der päpstlichen Choralkommission angehörte, stand nationalistischen Gedanken zweifellos fern. Dennoch deutete er 1925 die Abweichungen, durch die sich die ältesten ihm zugänglichen »Denkmäler der Musikpflege in Deutschland« von ihren romanischen Pendant unterschieden, als einen Ausdruck des spezifisch deutschen Seelenlebens. Dabei war die Bezeichnung »germanisch« nicht glücklich gewählt, denn er wies selbst darauf hin, dass die germanischen Engländer der romanischen Praxis folgten, während die germanische Variante auch von einigen slawischen Völkern gepflegt wurde.⁵³ Bis heute wird diese Form, die auch als »ostfränkischer Choraldialekt«⁵⁴

52 Müller-Blattau, *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst*, S. 72.

53 Peter Wagner, »Germanisches und Romanisches im frühmittelalterlichen Kirchengesang«, in: *Bericht über den 1. Musikwissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig vom 4. bis 8. Juni 1925*, Leipzig 1926, S. 21–34, hier S. 22.

54 Maria-Elisabeth Heisler, *Studien zum ostfränkischen Choraldialekt*, Diss. mschr. Universität Frankfurt 1987.

bezeichnet wird, in Fortführung einer seit 1333 bestehenden Tradition in Kiedrich bei Mainz gepflegt. Sie zeichnet sich besonders durch eine Vermeidung von Sekundsritten an bestimmten Stellen der melodischen Bewegung aus, die zum Terzintervall erweitert werden. Wagner deutete die Änderungen als durch die Volksseele begründet und erblickte »in dem immer wieder zum Durchbruch kommenden Drange unserer Vorfahren, die melodische Spitze höher zu suchen als die Romanen, das Ergebnis einer intensiveren seelischen Spannung, eine der ersten geschichtlichen Äußerungen deutschen Hochstrebens, des deutschen Idealismus«. Er vermutete, dass die Abweichungen »den römischen Singweisen gleich bei ihrer Annahme im Norden von den germanischen Klerikern und Sängern aufgedrückt worden« seien. Sie hätten den Bedürfnissen der Germanen entsprochen und seien »tief in der Naturanlage unseres Volkes verankert, eingewurzelt«. ⁵⁵ Fellerer schloss explizit an Wagners Forschungen an, er ging aber darüber hinaus, wenn er 1937 forderte, man müsse eine »Choraltopographie« des Mittelalters aufstellen. Es gebe mehr als nur einen germanischen Chordialekt, der »Vielheit der deutschen Stämme entsprechend«. Die in den germanischen Raum gelangten Melodien seien mit dem lokalen Musikempfinden in Auseinandersetzung geraten, woraus ihre verschiedenartige »Eindeutschung« resultiere, die durch Veränderungen der übernommenen Gesänge bzw. durch Neuschöpfungen bewerkstelligt wurde. ⁵⁶

Scheitern des Ahnenerbes

Aus den Dokumenten des Ahnenerbes geht nicht hervor, inwieweit das Projekt über die geschilderten Strategien zur Neudeutung der Quellen hinaus neue Perspektiven hätte eröffnen können; nichts berechtigt zur Annahme, Alfred Quellmalz und die von ihm in Erwägung gezogenen Mitarbeiter seien hierzu in der Lage gewesen. Unklar bleibt auch, warum man nicht eine enge Kooperation mit der akademischen Musikwissenschaft anstrebte, mit der das Ahnenerbe gelegentlich zusammenarbeitete. Erich Schenk hatte vorgeschlagen, das musikwissenschaftliche Seminar der Universität Wien in den Dienst der Einrichtung zu stellen, was Geschäftsführer Sievers aber mit der Begründung abgelehnt hatte, man sei »in erster Linie interessiert an der Erforschung des gregorianischen Chorals und der germanischen Musik des frühen Mittelalters«. Da die Schwerpunkte des Wiener Seminars auf anderen, von Sievers gleichfalls als wichtig erachteten Gebieten lagen, wollte er es nicht mit einem neuen Forschungsbereich belasten. Er erteilte aber den Auftrag, in Italien nach geeigneten Quellen zur Gregorianik und der Musik des frühen Mittelalters vom 6. bis 13. Jahrhundert zu suchen, diese zu exzerpieren und gegebenenfalls zu fotokopieren. ⁵⁷

55 Wagner, »Germanisches und Romanisches«, S. 32.

56 Karl Gustav Fellerer, »Deutsches Musikempfinden und Gregorianischer Choral im Mittelalter«, in: *Historisches Jahrbuch* 57 (1937), S. 16–30, hier S. 16, 18, 23.

57 Brief von Wolfram Sievers an Erich Schenk vom 26. Oktober 1942. Bundesarchiv Berlin, NS 21/800.

Die breite Anlage von Quellmalz' Projektskizze lässt den Verdacht zu, dass er unter dem Mantel des von Heinrich Himmler gewünschten Projekts seinen vielfältigen Anliegen eine finanzielle Basis verschaffen wollte, denn er umriss dort so weitreichende Ziele wie die »Samm- lung der lebendigen Volksmusik im gesamten germanischen Raum«. Trotz der Unterstützung höchster politischer Stellen kam er dem erklärten Ziel der »Erforschung des Gregorianischen Gesanges, inwieweit er Niederschläge germanischen Musikguts enthält«, ⁵⁸ nicht näher. Es gelang ihm zwar selbst nach seiner Einberufung zur Waffen-SS am Schreibtisch zu verbleiben und seinen Bereich bis in die letzten Kriegsmonate funktionsfähig zu halten.⁵⁹ Wegen anderer Aufgaben und vielleicht auch mangels einschlägiger Spezialkenntnisse gedachte er nicht, selbst darüber zu forschen; er war kein Choralforscher und bereits im Auftrag Himmlers durch ein anderes großangelegtes Projekt absorbiert.⁶⁰ In seiner Abteilung konnte er sich auf die Musik- wissenschaftlerinnen Gertraut Simon, Ursula Lehmann, Gerda Lichtenecker und die Germanistin Sascha Winzer stützen.⁶¹ Die Hinzuziehung von Spezialisten wurde aber durch die Kriegs- lage verhindert, denn der von ihm als Sachbearbeiter vorgeschlagene Bruno Maerker fiel noch vor seiner Einstellung. Wie Quellmalz selbst hatte er bei Willibald Gurlitt promoviert und war seit 1938 am Deutschen Volklidarchiv in Freiburg tätig gewesen. Für die Aufgabe hatte er sich durch den schon genannten Aufsatz qualifiziert, in dem er für eine Choralforschung jenseits »konfessioneller Interessen« plädierte, womit er die Herauslösung der Musik aus dem kirch- lichen Kontext meinte.⁶² Nach Maerkers Tod schlug Quellmalz einen weiteren Schüler Gurlitts vor, den Musikethnologen Eugen Beichert.⁶³ Aus den Dokumenten geht nicht hervor, ob dessen Verpflichtung angesichts der Kriegslage nicht weiter verfolgt wurde oder ob Zweifel an seiner Qualifikation bestanden, denn die 1931 in Freiburg eingereichte Dissertation *Die Wissenschaft der Musik bei al-Fârâbî. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Musiktheorie* stand nicht zwingend mit der Thematik in Verbindung.

Die Hinzuziehung von Forschern aus dem Umfeld der katholischen Kirche, die in der Pro- jektskizze angedeutet wurde, stieß aus anderen Gründen auf Schwierigkeiten. Wenngleich es innerhalb der katholischen Kirche Funktionsträger gab, die im Nationalsozialismus einen

58 Quellmalz, »Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges«.

59 Nußbaumer, *Quellmalz*, S. 303.

60 In dem musikethnologischen Vorhaben sollte die Volksmusik der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols, deren Umsiedlung ins Deutsche Reich im Raum stand, vor deren Verschwinden mit Tonbandgeräten aufge- zeichnet werden. Die 140 Tonbänder befinden sich heute in der Universität Regensburg, wo sie in den Jah- ren 2006 und 2007 digitalisiert wurden <www.uni-regensburg.de/bibliothek/projekte/rvp/suedtiro> (Stand: 8.10.2020).

61 Alfred Quellmalz an Wolfram Sievers vom 3. Dezember 1942 und 4. Juli 1944. Bundesarchiv Berlin, NS 21/800.

62 Durch Melodienvergleiche hatte er nachzuweisen versucht, dass *Cantilena romana* und germanische Ge- sangsüberlieferung schon bei ihrem ersten Aufeinandertreffen einander gar nicht fremd gewesen waren. Auf- grund eines »gemeinsamen Urbesitzes melodischer Substanz« seien sie eng miteinander verwandt, »germani- sche und romanische Sonderart trennten sich erst oberhalb dieser gemeinsamen Tiefenschicht«. Es zeige sich, dass der »vielberufene Orientalismus« im Choral letztlich unerheblich sei. Maerker, »Gregorianischer Choral und Deutsches Volkslied«, S. 71 f.

63 Alfred Quellmalz an Hans Schick vom 24. November 1942. Bundesarchiv NS 21/798(3).

Bundesgenossen gegen den Kommunismus sahen, blieb das Verhältnis gegenüber besonders fanatisierten Nationalsozialisten angespannt. Umgekehrt traute man innerhalb der SS den katholischen Geistlichen nicht und fürchtete, sie könnten die Ergebnisse verfälschen. Quellmalz gab in seiner Projektskizze zu bedenken, generell sei die Erforschung der germanischen Bestandteile des gregorianischen Gesangs besonders schwierig, »weil sie sich in der Hauptsache auf kirchlich gebundene Mitarbeiter stützen muss. Man wird daher einen Erfolg nicht schon in kurzer Zeit erwarten dürfen.« Man müsse mit »äusserster Vorsicht« vorgehen, »da die Patres in ihrer weltanschaulichen Bindung heraus allzu gehemmt erscheinen, um für unsere Arbeit ohne weiteres in Betracht zu kommen.« Quellmalz wollte sich in der Erzabtei St. Martin in Beuron an Chrysostomus Grossmann wenden, mit dem er früher bereits in anderer Angelegenheit korrespondiert hatte. Als weitere mögliche Ansprechpartner nannte er Dominicus Johner und Fidelis Böser, »mit dem nach den Nachrichten des SD eine Anknüpfung ebenfalls verheissungsvoll erscheint«. ⁶⁴ Ob es zu einem Kontakt mit Grossmann und Böser kam, ist nicht bekannt, aber 1942 reiste Quellmalz tatsächlich nach Beuron, um Johner um Unterstützung zu bitten. Der Benediktiner, den Quellmalz als eine der führenden Kapazitäten auf dem Gebiet einschätzte, hatte kurz zuvor die Monographie *Wort und Ton im Choral. Ein Beitrag zur Ästhetik des gregorianischen Chorals* (1940) publiziert. Als Ergebnis des Gesprächs meldete Quellmalz dem Reichssicherheitshauptamt, der Pater sei zwar ausgesprochen freundlich gewesen, es schien ihm aber, dass Johner »die neue Blickrichtung, von der her ich um Mithilfe bei den Forschungen bat, unheimlich vorkam«. Deshalb habe er versucht, sich mit dem Verweis auf sein fortgeschrittenes Alter der Aufgabe zu entziehen, die darin bestehen sollte, eine Aufstellung der Sequenzen der St. Gallener Zeit und ihrer ursprünglichen Quellen anzufertigen. Er willigte erst nach dem einschüchternden Hinweis ein, dass »es keinen guten Eindruck mache, wenn er mir seine Mithilfe verweigere«. ⁶⁵

Die weitere Entwicklung des Zweiten Weltkriegs ließ das Vorhaben nicht über erste Vorarbeiten hinausgelangen. Im Gegensatz zu anderen Projekten des Ahnenerbes, die wegen Himmlers Neigung, »der eigenen Spekulation oder der geistesschwacher Träumer freien Lauf« ⁶⁶ zu lassen, völlig ins Abstruse abdrifteten, stand es nicht im Widerspruch zur damaligen akademischen Forschung. So wissenschaftlich fragwürdig das Vorhaben war, die Zielsetzungen wurden auch von einigen der renommiertesten Musikwissenschaftler diskutiert, die unabhängig von diesem Projekt, aber aufbauend auf denselben Voraussetzungen, zu konkreteren Ergebnissen kamen. Aus heutiger Sicht lassen die mittelalterlichen Quellen durchaus den Schluss zu, dass die in- und außerhalb des Ahnenerbes betriebene Neuakzentuierung der zuvor vernachlässigten nordeuropäischen Anteile eine sachliche Berechtigung hatte. Zugleich waren diese Ergebnisse freilich politisch erwünscht und fielen daher mitunter tendenziös aus, was man bei der heutigen Bewertung in dieser Zeit entstandener Mittelalterliteratur nicht außer Acht lassen darf.

64 Quellmalz, »Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges«.

65 Brief von Alfred Quellmalz an Sturmbannführer Hans Schick, Reichssicherheits-Hauptamt vom 24. November 1942. Bundesarchiv NS 21/798(3).

66 Kater, *Ahnenerbe*, S. 226.

Anhang

[Alfred Quellmalz]

Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges im Hinblick auf seine Bestandteile germanischer Musik.

Die Erforschung der Musik der germanischen Vor- und Frühzeit ist die vordringlichste Aufgabe der heutigen Volksmusikforschung. Nur von der Volksmusik, nicht von der Hochkunst her, lässt sich eine Aufhellung dieses Fragenkreises erhoffen. Um dieses Ziel zu erreichen, sind alle mittelbaren und unmittelbaren Quellen zu sammeln, die uns Aufschluss über unser musikalisches Ahnenerbe geben können. Da der gregorianische Gesang nur ein Quellengebiet davon ist, geht daraus hervor, dass er nicht vereinzelt bzw. getrennt von den anderen Quellengebieten untersucht werden kann.

Der Aufhellung der Musik des deutschen Altertums und Mittelalters widmet sich der Unterzeichnete als Vorsteher der Abteilung Volksmusik des Staatlichen Instituts für Deutsche Musikforschung, Berlin, schon seit vielen Jahren. Wesentliche Unterstützung und neuen Auftrieb fand er dabei durch die Zusammenarbeit mit der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe«, der er seit Sommer 1941 als tätiges Mitglied angehört. Die auf Grund der bisherigen Arbeit gemachten Erfahrungen zeigen, dass nebeneinander folgende Quellengebiete gesammelt bzw. bearbeitet werden müssen:

1. Die heute noch lebendige Volksmusik im gesamten germanischen Kulturraum, die in treuer Überlieferung Elemente ältesten Musikgutes bis in unsere Zeit hinein bewahrt hat.
2. Die unmittelbare Überlieferung der weltlichen Musik des Mittelalters.
3. Die geistlichen Volksgesänge des Mittelalters.
4. Alle Nachrichten, die uns die mittelalterlichen Theoretiker über die weltliche Musik hinterlassen haben.
5. Die Erforschung des Gregorianischen Gesanges, inwieweit er Niederschläge germanischen Musikguts enthält.

Wie sehr diese Quellengebiete ineinander übergreifen, möge nur ein Beispiel zeigen: In der Musik germanischer Frühzeit kommt häufig die sog. fa-Leiter vor. Diese von uns heute als F-Dur empfundene Tonart enthält aber sowohl den Ton b wie den Ton h. Weisen, deren Tongerüst auf dieser Leiter mit ihren Wechseltönen aufgebaut ist, kommen noch heute in norwegischen Hirtenliedern vor. Ebenso finden sie sich aber auch in schweizer Betrufen und Kuhreihen. Ähnlich aufgebaute Weisen sind ebenso in den alten Balladen, wie z. B. dem Hildebrandlied, überliefert. Dasselbe Tonmaterial wird fernerhin verwendet im Gregorianischen Gesang, insbesondere in seinen ältesten Formen, den Antiphonen und Psalmen des Stundenoffiziums und der Messe. Aber auch die Sequenzen der St. Galler Zeit (um 900 n. d. Z.) sind ähnlich aufgebaut, z. B. die Sequenz Notkers »Sancti baptistae«, die auf den Johannistag komponiert, sicherlich auf den

Mittsommertagsbrauch und damit auf eine uralte Volksweise zurückgreift. Aus diesem Beispiel ist zu ersehen, dass sich das gleiche Merkmal uralten germanischen Musikgutes in vier verschiedenen Quellengebieten (s. o. Nr. 1, 2, 3 und 5) findet. Daraus folgt, dass kein Quellengebiet ohne Berücksichtigung des anderen erforscht werden kann und weiterhin, dass die Erforschung der genannten Quellen nicht vor Ländergrenzen haltmachen kann, sondern den gesamten germanischen Kulturraum umfassen muss.

Zu 1: Sammlung der lebendigen Volksmusik im gesamten germanischen Raum. Dazu verweise ich auf meinen Forschungsplan vom 30. Juni 1941, den ich anlässlich meiner Aufnahme als tätiges Mitglied dem »Ahnenerbe« eingereicht habe. Er gipfelt in der Forderung, von der alten Methode handschriftlicher Aufzeichnung wegzukommen und die Volksmusik des germanischen Kulturraumes durch Schallaufnahmegeräte zu erfassen. Wie nur diese Methode zum Ziel führt, geht schon allein daraus hervor, dass in den Weisen der nordgermanischen Länder (einschließlich Island[s] und den Färöern) neben der obengenannten fa-Leiter mit ihren Wechseltönen auch Leitern mit Drittel- und Vierteltonen noch überliefert sind. Diese Töne aber entziehen sich jeder Aufzeichnung durch unsere Notenschrift. Als weitere wichtige Tatsache ist dabei zu berücksichtigen, dass in unserer Zeit unter den Einflüssen des modernen Lebens gerade die ältesten Elemente des Volksgesanges in Vergessenheit zu geraten drohen. Unsere Generation hat daher die Verpflichtung, diese Volksmusik in letzter Minute sicherzustellen und sie durch Schallaufnahmen der Nachwelt zu überliefern.

Zu 2 und 3: Daneben ist Sammlung und Erforschung der unmittelbaren Überlieferung der weltlichen und geistlichen Volksmusik des Mittelalters weiter zu führen. Sie ist bereits seit einiger Zeit in Angriff genommen. Beide Sphären gehen ineinander über, denn zahlreiche geistliche Volksweisen sind ursprünglich weltliche Weisen. Der Text erscheint wohl in christlicher Gewandung, die Weise aber blieb in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten.

Zu 4: Weiterhin kommt in Betracht die Sammlung aller Nachrichten, die etwas über den Volksgesang, das Instrumentenspiel oder den Tanz der germanischen Vor- und Frühzeit bzw. des Mittelalters aussagen können. Sie sind in erster Linie bei den Musiktheoretikern des Mittelalters, in den Verboten der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, sowie in den alten Chroniken, z. B. dem Base Grammaticus zu finden. Bisher gab es noch keine zusammenfassende Sammlung dieser mittelbaren Quellen. Infolgedessen habe ich bereits vor einiger Zeit meine Assistentin Dr. Ursula Lehmann zur Durchführung dieser Aufgabe angeregt.

Zu 5: Der Gregorianische Gesang ist ein weiteres wichtiges Quellengebiet. Aus den bisherigen Darlegungen geht hervor, dass er nicht für sich allein betrachtet werden darf, wie, dass seine Nichtberücksichtigung in der Gesamtaufgabe eine schwere Unterlassung wäre. Schon in den Jahren 1926 bis 1933, während denen ich als musikwissenschaftlicher Assistent des Deutschen Volksliedarchivs Freiburg mit den Vorarbeiten des grossen deutschen Volksliedwerkes beschäftigt war, sind mir die engen Zusammenhänge zwischen dem Gregorianischen Choral und der deutschen Volksliedmelodik klar geworden. Enge Beziehungen bestehen z. B. zwischen der

mittelalterlichen Weise der Tannhäuser-Ballade und der Antiphon »Media vita« und weiterhin zwischen der altniederländischen Weise der Ballade vom Mädchenmörder und dem Credo I des Graduale Romanum (vgl. Deutsche Volkslieder, hrsg. vom Deutschen Volksliedarchiv, Bd. I, 1935, 159 und Bd. II, 1939, 102).

Einer meiner Nachfolger an diesem Werk, Dr. Bruno Maerker, hat in dieser Richtung weitergearbeitet und in seinem Aufsatz »Gregorianischer Gesang und deutsches Volkslied, einander ergänzende Quellen unserer musikalischen Vor- und Frühgeschichte« (Jb. f. Volksliedforschung, Jg. 7, 1941, 77ff) wesentliche Erkenntnisse über die gegenseitigen Beziehungen niedergelegt. Er ist Lehrbeauftragter für den Gregorianischen Gesang an der Universität Freiburg (z. Zt. bei der Wehrmacht). Aus seiner katholischen Vergangenheit bietet er jedoch weltanschaulich nicht volle Gewähr. Dies zeigt sich auch in seinem Aufsatz, worin er alle jüdischen Einflüsse in der Gregorianik verneint und diese (und damit die katholische Kirchenmusik überhaupt) für die Gegenwart retten zu können vermeint. Dennoch schlage ich vor, Dr. Maerker, der dafür wissenschaftlich bestens geeignet ist, in die Aufgabe, den Gregorianischen Choral zu erforschen, mit einzubauen; zumal ich persönlich durch die Fülle der Aufgaben, die mir aus der Organisation und Durchführung des gesamten Forschungsplans erwachsen, nicht die nötige Zeit finden würde, dieses Sondergebiet selbst zu bearbeiten.

Die Erforschung des Gregorianischen Gesanges ist jedoch zu vielgestaltig, als dass sie nur von einem Einzelnen bewältigt werden könnte; auch wird durch die Einbeziehung mehrerer Forscher der Gefahr einer einseitigen Betrachtung entgegengearbeitet.

Ich werde daher versuchen, in den Benediktiner-Klöstern Beuron und Maria Lasch [sic] geeignete Patres ausfindig zu machen, die, zunächst um kleine Auskünfte gebeten, allmählich in einen grösseren Aufgabenkreis eingeführt werden sollen. Aus meiner Freiburger Assistentenzeit kenne ich z. B. den Pater Dr. Chrysostomus Grossmann aus dem Kloster Beuron persönlich. Ich habe auch schon einmal mit ihm in der Frage der Melodie zum Hildebrandlied einen Briefwechsel geführt. An ihn werde ich mich zu gegebener Zeit zunächst wenden. In Beuron ist ein weiterer Musiker (Organist) der Pater Fidelis Böser, mit dem nach den Nachrichten des SD eine Anknüpfung ebenfalls verheissungsvoll erscheint. In Maria Lasch kommt vielleicht Pater Domenicus [sic!] Johner (allerdings schon 65 Jahre alt) dafür in Frage. Sicher ist, dass in der ganzen Angelegenheit mit äusserster Vorsicht vorgegangen werden muss, da die Patres aus ihrer weltanschaulichen Bindung heraus allzu gehemmt erscheinen, um für unsere Arbeit ohne weiteres in Betracht zu kommen. Ich hoffe aber, dass mir die Verbindung in meiner Eigenschaft als Vorsteher der Abteilung Volksmusik, also eines rein wissenschaftlichen Forschungsinstituts, gelingen wird.

Wie sich die Sammlung der lebendigen Volksmusik über den gesamten germanischen Kulturraum erstrecken muss, so kann auch die Betrachtung des Gregorianischen Gesanges nicht nur auf seine deutsche Überlieferungsform beschränkt bleiben. Gerade in den mittelalterlichen Quellen der nordgermanischen Länder dürfte noch viel unerforschtes germanisches Volksgut erhalten sein.¹⁾ Dabei ist auch die politische Seite wichtig. In den Schriften der Freiburger

¹⁾ Es ist klar, dass sich hierbei, wie zur Sammlung der lebenden [lebendigen] Volksmusik, die deutsche Forschung volkszugehöriger Mitarbeiter bedienen muss. Erfolgreiche Ansätze, begünstigt durch die heutige Machtausdehnung des grossdeutschen Reiches, sind in dieser Richtung jetzt schon vorhanden.

Gregorianischen Akademie ist 1923 von Erik Abrahamsen die Dissertation »Eléments romans et allemands dans le chant grégorien et la musique populaire en Danemark« erschienen. In ihr versucht der Verf. merkwürdigerweise nachzuweisen, dass die romanischen Elemente im Gregorianischen Gesang und im Volkslied Dänemarks stärker seien, als die deutschen. Eine Berichtigung dieses unhaltbaren Standpunktes wäre im Zusammenhang mit der Gesamtforschungsaufgabe dringend geboten.

Die Erforschung des Gregorianischen Gesanges in Hinblick auf seine Niederschläge germanischer Musik ist besonders deshalb schwierig, weil sie sich in der Hauptsache auf kirchlich gebundene Mitarbeiter stützen muss. Man wird daher einen Erfolg nicht schon in kurzer Zeit erwarten dürfen; zumal die Forschungsrichtung als solche noch neu ist. Dazu kommt, dass sie nur in Verbindung mit den andern (oben aufgeführten) Forschungsaufgaben bearbeitet werden kann. Alle bisherigen Versuche, das Wesen der Germanischen Musik zur Darstellung zu bringen, konnten zu keinem endgültigen Ergebnis kommen, sondern mussten mehr oder weniger in Theorien stecken bleiben, da sie alle von einer zu kleinen Untersuchungsgrundlage ausgingen. Es ist daher eine dringende Forderung nationalsozialistischer Wissenschaft, in grosszügiger Planung alle Quellen herbeizuschaffen und zu bearbeiten, die geeignet sind einer Wesenserkenntnis der Wurzeln germanisch-deutscher Musik den Boden zu bereiten. Es besteht Grund zur Annahme, dass dieser Plan durchgeführt werden kann, denn die vereinigten Mittel des Reichssicherheitshauptamtes (in politischer Hinsicht) und des »Ahnenerbes« (in wissenschaftlicher und geldlicher Form) sowie auch des Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften¹⁾ können dafür eingesetzt werden. Für die deutsche Volksmusikforschung aber gibt es kein wichtigeres Ziel als eine gesicherte Erkenntnis vom Wesen der Musik unserer Vorfahren, das gleichzeitig die Wurzel ist, aus der sich der mächtige Stamm unserer deutschen musikalischen Hochkunst entwickeln konnte.

z. Zt. Bozen, den 24. März 1942

(Dr. Alfred Quellmalz)

¹⁾ In der von SS-Standartenführer Professor Dr. Wüst geleiteten Gruppe »Indogermanisches Kulturerbe« wurde mir die Bearbeitung der Volksmusik übertragen.